

Der Luftpassagier.

Novelle von Bodo Wildberg.

Sein Nervensystem war nicht mehr in Ordnung. Schon seit langem quälten ihn Zweifel und Unsicherheit; jetzt aber, da der Tag heran kam, an dem er in seinem Biplan „Andromeda“ den Neuenburger See überfliegen sollte, bemächtigte sich diese Erkenntnis seines innersten Gemütes und drückte ihn zu Boden mit grauenvoller Gewalt. Und seine Freunde waren an der Arbeit. Die Konkurrenzgesellschaft, die seinen Rivalen Antour vorzuführen sich anschickte, sie entfaltete eine geheimnisvolle und unheilvolltönde Tätigkeit. Seine Freunde zwar lächelten; unser Aviatiker leidet an Verfolgungswahn. Manchmal war er daran, diese Ansicht für richtig zu halten. Dann aber, wenn er auf verdrehte häßliche Andeutungen in den gemetrischen Blättern stieß, wenn seine Wächter zur Nachtzeit oder am frühen Morgen fragwürdige dunkle Gestalten sich um das Ziel herum bewegen sahen, in dem die Andromeda verwehrt wurde — dann sagte er sich selber: Nein, du bist nicht verrückt, der Feind ist wirklich in Anmarsch, und vielleicht bereitet er jetzt einen Hauptschlag vor.

Sein Vermögen war nahezu verbraucht, die mannigfaltigen Verbesserungen der Erfindung hatten immer neue Summen aufgefressen. Von seinen Verwandten war keine Hilfe mehr zu erwarten, und die Gesellschaft, die ihm ihre Unterstützung zuwenden begonnen hatte, erwartete einen großen Erfolg — sonst würde sie ihn fallen lassen, daran war nicht zu zweifeln. Im Verwaltungsrat nahm eine einflussreiche Minderheit zu seinen Ungunsten das Wort. Siegte sie, was sollte dann aus ihm und seiner Familie werden? Und er sah gar, wenn er verunglückte! Er dachte an Eltenthal, an Wähler, an Ferrer, Lefevre und andre. Sein Nervensystem war nicht mehr in Ordnung.

Das ist für jeden Strebenden ein arges Hemmnis. Dem Aviatiker bedeutet es das ruchlose Anklippen des Schiffs, den Vorboten des Sturzes, des Untergangs, vielleicht eines ruhmlosen Todes.

Der Startplatz befand sich auf einem Felde, das sich zwischen dem grauroten, turmreichen Schweizerstädtchen und dem Strande des Sees ausdehnte. Ein Dampfer sollte der „Andromeda“ auf ihrem Fluge nach den schwarzen Zuckbergen feilschen das Geleit geben. Lassig schaukelte das kleine, goldbraune Schiff am Uferdamm, in dessen Fugen die blühende Blume, die wir „Stolzer Heinrich“ nennen, in feister und statlicher Fülle wucherte.

Die Witterung war unbestimmt: warm ohne Sonne, windstill ohne Freundlichkeit. Blante Nöwen schossen über die schwarzgrüne Wasserbreite, die von einer inneren Unruhe erfüllt schien. „Der See zieht“ sagten die Fischer, wenn sie bei ruhigen Lüften jene eigentümliche, leise zerrrende Gewalt der glatten türkisfarbenen Fläche verspürten.

Der Aufforderung des Aviatikers, es möge sich ein Fahrgast für den zweiten Sessel des Aeroplans melden, war erst in letzter Stunde entsprochen worden. Ein Artist aus Befanon wollte die Reise wagen. Ein beschäftigungsloser armer Teufel gewiß, in dessen Beruf es lag, daß er seinen Hals riskierte. Die Mitteilungsart dem Luftfahrer schmeichelte zugetan. Der Flugpassagier konnte erst mit dem Nachmittagszug anlangen.

Der Start war auf sechs Uhr festgelegt. Verschiedene Widerwärtigkeiten verzögerten die Abfahrt in die siebente Stunde hinein. Endlich war man so weit, daß die Schraubenflügel angeworfen werden konnten. Der Septembertag ging allmählich in Dämmerung über. Der Aviatiker bestieg seinen Sessel zur Seite des Kupferhünders, in dem der Motor arbeitete. Der Passagier war noch immer nicht eingetroffen. Unmutig gab der Luftfahrer das Zeichen zur Klärung des Startplatzes. Da schob sich noch eine dicht gedrängte Gruppe heran. Bei ihrem Anrücken war es dem Aviatiker zumute, als wälze sich das Unheil in finsternem Schwarm auf ihn her. Aber sein Wille schien gelähmt. Aus dem Menschenhaufen stolperte ein Mann in einem enganliegenden dunklen Wollanzug, sinnlos glühend aus wunderlichen starren Augen. Die Angst schien seine Züge zu einer Maske verformt zu haben. Einige von seinen Begleitern, die dem Fahrer nicht bekannt waren, stießen den Menschen auf die Maske. Hier, Mister Wilman, trachte einer, ist der Signor Malatesta. Er ist nur etwas steif von der Eisenbahnfahrt, sonst jedoch geht es ihm gut, und er hat Courage. Das bleiche, regungslose Gesicht des Fremden, sein leicht zitternder Körper strahlen die Behauptung Lügen. „Wenn Sie Furcht haben, dann sollten Sie lieber unten bleiben“, sagte Wilmans Gehilfe zum Fahrgaste. Der aber schüttelte den Kopf. Da drückte ihn Wilman in den Sessel, legte ihm die Arme auf die schmalen Lehnen; der Gehilfe streckte unter einigem Gelächter die Beine des Arti-

sten auf das Fußbrett. Dann wiederholte der Aviatiker das Zeichen; ein Trompetenton jubelte von der Stadtmauer, die Menge hielt gespannt den Atem an. In diesem Augenblicke rief eine Stimme aus der Menge: „Sie haben eine Unglücksstätte zum Starten gewählt, Monsieur! Genau dort, wo Ihre Maschine fiel, wurde vor vierhundert Jahren der Ritter Claudius vom Stäffis im Angesichte seiner eigenen Burg um einen Kopf kürzer gemacht.“

Was hatte dieser Zufall, diese losfahrende Reminiscenz mit Wilman und seinem Aufzuge zu tun? Dennoch kuschelten diese Worte über sein Gemüt wie der Schatten eines Sturmvogels. Aber schon sollte das Gefüll über die Gleitschienen, und jetzt erhob sich die „Andromeda“ unter schallendem Hurtogeschrei der Zuschauer in die kühle Abendluft und fuhrte lustig auf die graugrünen Seefläche hinaus. Der kleine Dampfer war vorausgefahren; bald holte ihn die Flugmaschine ein; sie machte einen annähernden Bogen nach den roten Turmspitzen des Schlosses Stäffis hin, und dann schwirrte sie in einer Höhe von etwa 176 Fuß über den Wassern, fuhr Schleifen und nahm schließlich den Kurs nach den ferneren Höhen des Westufers. Wie eine Doppelwelle mit weißen, langen Flügeln flirrte mit weißen, langen Flügeln hin, und die eilig sinkende Sonne ließ den Kupferhündler, den glänzenden Leib des Nieseninfeltes, in jattem Karminrot glühen.

Der Motor arbeitete ausgezeichnet. Wilman fühlte sich eins mit seinem Apparate, die dumpe Vergangenheit ängstigte ihn nicht länger, die Luft blieb ohne Regung, alles schien sich nach den geheimsten Wünschen seiner Seele zu richten.

Ob er sich eine Zigarette anzündete? Erst aber einen Blick auf seinen Luftpassagier, den Signor Malatesta!

Die Beine des Artisten ruhten noch in der vorgeschriebenen Haltung, ebenso die Arme und der Oberkörper. . . doch. . . allmächtiger Gott, was war das? Der Aviatiker glaubte, einer Sinnestäuschung unterlegen zu sein. . .

War es möglich — der dunkle, stille Mann auf dem zweiten Sessel hatte auf seinen breiten Schultern seinen Kopf!

Diese Wahnvorstellung mußte augenblicklich aufgehoben werden. Krampfhaft packte der Aviatiker die letzten Ventilationen, dann schielte er entschlossen nach links hinüber. Richtig: am Nachbarische streckte sich ohne Regung eine schwarze topflose Gestalt!

Also war er, Wilman, doch verrückt geworden! Und er hatte sich eben noch so wohl gefühlt! Aber das war nur die „Euphorie“ gewesen, jener Zustand lügenhafter Helle und Heiterkeit, der (wie er einmal gelesen hatte) dem Sturz in geistige Todesnacht vorauszugehen pflegt.

So tief erschüttert war schon sein seelisches Gleichgewicht, daß die alberne Bemerkung jenes Schweizer Landmannes — oder was es ein bezahlter Agent seiner Feinde gewesen? — körperliche Form für ihn annehmen konnte! Denn gewiß war überhaupt kein Passagier eingestiegen — das hatte er sich nur eingebildet —, sondern die Tradition von der Entthronung jenes Claudius von Stäffis hatte im überreizten Hirne des Luftfahrers dieses Spurbild erzeugt.

Und zugleich kam eine süßige Wöl über den See von Südwesten her. Er mußte laviere, aufsteigen. . . alles mit dem Gefühle, daß er neben ihm saß — der Bote des Todes!

Jetzt aber bedrohte den tief verführten Aviatiker eine noch weit schrecklichere Erscheinung. Gerade vor sich in der Luft glaubte er sich selbst zu sehen; wagt er ausgestreckt, die Hände auf der Brust ausgebreitet, schwebte er da als Toter, mit fahlen, eingefallenen Zügen. Ganz in der Ferne jedoch — wie ein bitter und grauamiger Hohn — erschien inmitten der finsternen Waldhänge des seitenfälligen Ufers die kleine Lichtung, der freundliche helle Fleck, auf dem zu landen er sich vermessen hatte. . .

Und beim Anblicke jener Lichtung, jener grüngoldenen Bergwiese kam ihm die Kraft zurück. Er dachte an Weib und Kind. Daß er so duldete, ein starrer Toter — das durfte nicht geschehen. Seine Gegner sollten diesen Triumph nicht haben. Und der graufige Rumpf an seiner Seite sollte alle Nacht über ihn verlesen!

Doch da legte sich der rechte Arm des düstern Fortos mit eisernem Griff auf Wilmans Schulter! Zugleich stürzte der linke Arm des häßlichen Fahrgastes wirbelnd in die Tiefe hinab. . .

Aber die neugewonnene Willenskraft blieb dem Luftfahrer getreu. Jener ferne, lichte Fleck mußte erreicht werden. Und mit übermenschlicher Energie schüttelte er den feindseligen Arm von sich ab. Rumpf und Arm wankten, rennten sich im Fallen — und versanken im Abgrund. . .

An Bord des kleinen Dampfers befand sich auch Monsieur Roulande, der Direktor der Konkurrenzgesellschaft. Er unterhielt sich mit einem kleinen, gewöhnlich aussehenden Mann. Beide sprachen sehr leise.

„Haben Sie Malatesta auch richtig infruiert? Wir haben ihm seinen zerlegbaren Menschen teuer genug bezahlen müssen. Ich sehe aber nicht, daß der Trick wirkt.“

„Lassen Sie dem Mechanismus nur seine Zeit“, bemerkte der andre. „Mein Gott, ich wünsche dem Wilman ja nichts Böses — nur daß er seinen Flug unterbrechen muß, damit nächstens unser Mann seinen Restor macht und den Preis gewinnt. Sollta da fängt die Maschine schon zu schwanken an. Er hängt ganz schief!“

Operngläser und Krumpfscheer waren auf die „Andromeda“ gerichtet. Ein Herr näherte sich den beiden: „Wilman wirft Ballast aus!“ „Unfinn!“ sagt ein anderer, „die „Andromeda“ ist doch kein Luftschiff!“

„Schade, daß man bei der verführten Dämmerung so schlecht sehen kann. Jetzt vermag den Passagier nicht so recht wahrzunehmen!“

„Er kämpft gegen Böen! Er bleibt zurück! Gleich werden wir ihn über uns haben!“

Jetzt kreiste die „Andromeda“, einem ungeheuren Schachtel nicht unähnlich, gerade über dem Verdeck des Dampfers. „Dämon der Lüfte, laß ihn jetzt irre werden“, murmelte die Stimme des Direktors Roulande.

Da fuhr ein Gegenstand tausend und pfiehd durch die Luft! Wie im Traume nahm ein Augenzeuge wahr, daß ein schwarzer Arm, eine nachbleibende Hand auf das Schiff herabsausten! Und wie vom Blitze getroffen, taumelte der Direktor und schlug lang aufs Verdeck hin. . .

Davon aber wußte er nichts, der Aviatiker dort oben. Er hatte sich in eine ruhige Luftschicht emporgeschleppt. In 600 Fuß Höhe surrte die „Andromeda“ dahin. Das Gebirge kam ebenfalls herangerückt. Die Gipfel des Fichtenwaldes dufteten. Eben verglomm die Abendröte, und ein rölliger Schleier wusch sich um die Waldmassen. Jetzt lag die Lichtung unter ihm. Leicht und sicher senkte sich die Flugmaschine, ohne Regung stand sie auf dem stillen Feld in einer Blumenwildnis. Jetzt war alles wieder vernünftig und rein und klar.

Der Luftschiffer fragte nicht mehr danach, was an seinen Visionen Wahrheit gewesen, was Einbildung, und wie sie entstanden sein mochten. Er trat den Atem des Waldes und genoss die Seligkeit des Erfolges. Und schon klangen durch den Abend freundliche, kräftige Stimmen. Neidlose, froh bewegte Menschen eilten herbei, um den Sieger zu feiern. . .

Der Seezeiger.

Erzählung von Hanns Lang.

Herb und kühl war der Abend. Ich stieg von der Wiesegg her über die letzten Hangwellen an den See hinunter, an dem Baldisbühl in den Nirschaumen liegt.

Seit ich zuletzt in Baldisbühl die Ferien verbrachte, verdrückt und vertriebt hatte, waren es nun zwölf Jahre. Im Dorfe kannte mich keiner mehr, seit der alte Dierker, der gesprächige Fischer-Karl und der Sternwirt nicht mehr am Leben waren und die schöne Renate aus dem „Sternen“ an den Comersee hinab gehetzt hatte. Die übrigen Baldisbühler haben mich damals nur „den Fremden“ genannt.

Der Wind piff hell zwischen den Baumstämmen hindurch und schüttelte das junge Laub an den Zweigen, daß die großen Tropfen, die der Morgenregen ins Geäst geworfen hatte, dumpf ins Gras fielen. Ich schwang meinen Hut hoch und sah im Herabstreiten, wie der Abend allmählich die großen Nebelbänder über den Wassern zusammengog.

Als ich durch die Dorfstraße schritt, bewegten sich da und dort hinter den Fenstern die geklärten Vorhangtücher und glänzende Augen blickten sich schelmisch dahinter. Im „Sternen“ warf ich mein Köpfchen in den Äpfeln, hing Stock und Hut ins Gasszimmer, befürchtete fühlen Most und wundert mich, wie bei den neuen Wirtseuten alles geblieben war, wie ebendam, als der Sternwirt noch mit waidgerechtem Stolz im Hinweis auf die Nebelhörner und die ausgestopften Wasservögel, die in der Gaststube hingen, von seinem Nirobelen erzählt hatte. Auf der dunkelblauen Arbeitstunde stand auch noch die hellgezeichnete Zinnleiste, die Karaffe und der blaueblüme Steinkrug, den der Fischer-Karl einmal, ohne abzugeben, vor mir geleert hatte.

Ich sah am halbgeöffneten Fenster gegen den See zu. Zwischen der Lände und dem „Sternen“ piff der Abendwind wie ein Lausbub die zugestupften Platanen an. An ihren fleckigen Stämmen vorbei strichen die feuchten Nebel landwärts und durch das Abendgrau schlich die Einsamkeit. Ich empfand sie trauriger, als auf allen meinen Fahrten, zumal mir mit einemmal der alte Dierker, der Fischer-Karl, der Sternwirt und seine Renate mangelten. Ich hörte die Abendstimmen, das Gluckern der Strandröten, die tropfenden Platanen, die schnarrende Wanduhr, spürte die feuchte, fischlebe Seeluft und versiel in eine leberne Stimmung, die mich leicht enttäuschte. Ich hatte mich in lauten Städten nach der Baldisbühler Einsamkeit und ihrer Seeruhe gesehnt, und nun, da ich ihr begegnete, fanden wir zu einander keinen Zusammenhang mehr.

Wie ich so den einschläfernden Stimmen der Dämmerung lauschte, war's als wandelten schwermütige Geigenlieder über den See. Ich vernahm sie aus der Ferne nur schwach, allmählich etwas deutlicher, und als die Wirtin die Petroleumlampe auf den Tisch trug, strich der Geiger die letzten Takte eines gemütvollen Volksliedes. Da kam die Wirtin von selber auf das Spiel zu reden:

„Deute spielt der Kapitän wieder einmal schön auf, gelt?“

„Ja, bigoscht, der kann's. Ist's ein Gast von Ihnen?“

„Nein, ein Hiesiger, der Kapitän Dierker. Er ist halt manchmal ein bißchen ein Späziger. Dabei geht er nie. Nur wenn das Wetter uns schlägt, rudert er mit der Geige hinaus, dem Wasser zuliebe, sagt er. Er hat seinen Sparten, wie sein Vater selig.“

„Der Churer Dierker — im „Wiesengrund“?“

Die Wirtin sah mich groß an, weil ich in Baldisbühl Bescheid wußte und da ich ihr erzählte, wie ich vor Jahren diesem Seneschen ein paar Wochen Ferienlosigkeit verdant habe, wurde sie zutraulich und erzählte mir, was ihr von meinen alten Freunden noch in Erinnerung war, und daß der junge Dierker einmal Lehrer, dann Schiffstatter und schließlich sogar Kapitän der Dampfswalbe gewesen sei, nun seit des Vaters Tod im „Wiesengrund“ wohne und sich im Dorfe fast nie blicken lasse. Nur, wenn er auf dem See gefiel, flüchte er seinen Kahn dem „Sternen“ zu, um noch ein Weilschen beim Abendhoppchen in den Zeitungen zu blättern. In ein Gespräch lasse er sich aber dann gewöhnlich nicht ein.

In leisen Wogen flutete der Wunsch in mir heran, daß der Kapitän auch heute abend landen möchte, und ich an ihm das freundschaftliche Ebenbild meines Vaters fände.

Wenn man ganz stille hindorträte, vernahm man regelmäßige Ruderschläge, dann wurden sie wieder leiser, weicher und erstarben nach und nach. Ich gab die Hoffnung schon auf, als aus jämlicher Nähe besetzte Töne in die zarte Melodie „Leise, leise, fromme Weise“ hinüberzitterten. Nach ein paar Takten gewann das Spiel unverkümmertes Temperament und Sicherheit. Dierker spielte schön, rein und korrekt. Ich hätte ihm vielleicht lange zuhören können, vielleicht

hätte mich aber jene Sehnsucht und jenes Heimweh gepackt, das die Seele zu Schmerz und Wehleidern führt. Aber Dierker brach mit einemmal ab, und spielte was mir ganz unerklärlich war, einen frischen, alten Ländler. Da merkte man es heraus: alles konnte bei dem Geiger nicht in Ordnung sein.

Als die Dunkelheit vollkommen unter dem Fensterflügel sah, trieb Dierker seinen Kahn wirklich vor dem „Sternen“ an die Lände. Der Gartenfries knirschte, und mit sicherem, festem Schritte trat der Seezeiger in die Gaststube. Ein altes Schiffsmanns-Knäpp sah ihm etwas schielig auf den gebleichten Haaren. Aus unruhigen, kümmernden Augen flos ein lichtgelebender Blick. Er streifte mich unfreundlich. Wie ein verlotterter, vagabundierender Musikant, mit verknüppeltem Wams, aus dem Geigenhals und Bogen hervorlugten, mit struppigen Schnauze und nebelhaften Schläfenhaaren setzte er sich in die Ecke. Die Wirtin schickte ihm seinen Schoppen auf. Er tat bedächtig ein paar große Züge, musterte mich, und fing an, mit der Wirtin über das Wetter zu sprechen. Mit einem Hinweis auf ein gutes Obstjahr, verband die Frau einen Gedanken an den alten Dierker mit mir, und zog mich geschickt ins Gespräch. Als ich von damals erzählte, und auf den Wunsch zu sprechen kam, der mich aus den Städten wieder ins stille Baldisbühl geführt hatte, lächelte Dierker aus seinen großen Blauaugen, und ich sah, daß ihm diese alten Erinnerungen wohl taten. Mit jedem Schluck wurde er gemüthlicher. Er ähnelte darin ganz seinem Vater. Auch sprach er mir die Einladung zu einer klaren Wein nicht ab, und stieß ab und zu mit mir an. Als die Wirtin hinausging, um meine Kammer zu räumen, legte er seine Schläfen in die ausgestülpten Hände und lud mich ein, ihn über die Bucht heimzuleiten, um meinen Kopf vom „Wiesengrund“ auf dem Landweg bis zum „Sternen“ ein wenig an der Nacht zu kühlen. Da die Wellen leise murmelten, und ein sanfter Spätwind die großmächtige Finsternis durchzog, war ich mit seinem Vorschlage gerne einverstanden, umfomehr, als es mich freute, in dem Sohne den alten befreundeten Vater wiederzuerkennen und ich zudem eine unverwehte Zuwendung zu diesen Leuten im Baldisbühl „Wiesengrund“ hergebracht hatte.

Wir lösten den Kahn, stießen ab und feuerten eine Weile durch die glänzende Dunkelheit See-ein. Dierker sprach keine Silbe mehr. Als wir einige hundert Meter vom Lande entfernt waren, und aus dem „Sternen“ und den übrigen Baldisbühler Häusern die weichen Lichter wie liebe Augen zu uns herüber sahen, ließ Dierker die Rudersinken, griff nach Geige und Bogen und spielte langsam und sicher das Volkslied, das ich vor Jahren die Baldisbühler Mädchen an einem Sonntagabend am Wieshang singen gehört hatte:

„Anneli, sind er alli Tag — Hinder em Hus im Gärtli?“

Mit leiser, rauer Stimme begleitete er sein Spiel:

„Ach, min Schatz hunt nümme meh, Wird er schwerli wieder gsch Hinder em Hus im Gärtli.“

Dann legte er die Geige wieder weg und ruderte dem „Wiesengrund“ zu. Langsam suchte der Kahn die plätschernden Wasser. Einmal hielt Dierker inne, wandte sich zu mir, und als er sah, wie ich ruhig in die tiefe Schönheit der Nacht hinausblinnte, sagte er fast wehleidig: „Wiesengrund wissen Sie von diesem See auch mehr, als daß er nur schön sein kann.“

Ich nickte, und Dierker sah wieder von mir weg: „Ja, wenn man ihn halt lieb hat! Aber lieb haben und lieb haben müssen, ist nicht das Gleiche. Einmal habe ich ihn auch bloß lieb gehabt. Damals, als er mir am Morgen beim Erwachen mit seinem goldenen Gesicht ins Bett hineingeschaut hat, aber jetzt muß ich ihn lieb haben. Halt, weil er mir das Feuer aus der Heimat geholt hat. Als ich einst drüber in Staabach Lehrer war, hat er mein Lieb von mir hinweg ins nasse Grab genommen, wie sie mich an einem Pfingstmontag hat drüber befehen wollen. Darauf habe ich nicht mehr Schule halten mögen in einem Zimmer, das hin und her der See mir immer zugehört hat, wie ich an die Schullassen gebunden war. Er hat so lang gelockt, bis ich zu ihm hinausgegangen, und als Schiffsmann bei ihm geblieben bin. Jahrelang habe ich ihm ins Aug und in die Seele gesehen. Er hat mich nie gewollt und die Liebe nie zurückgegeben, aber losgelassen hat er mich auch nicht, der See. So bin ich alt geworden, und wo der Vater gehauft, hat's auch für mich ein ruhig Winkelchen, wo ich wohnen kann, bis ich wieder die Geige nehmen und hinaustreiben muß, just an die Stelle, wo die Baldisbühler den ungetrippelten Kahn meines Mädchens gefunden haben. Da kann ich schöner spielen, als ein Seminarist im Examen, und allemal choflet's mir mehr, weil es nicht gar so lang mehr gehen kann, bis er mir mein Lieb zurückgibt. Denn der See ist

besser, als die Menschen. Ich habe es erfahren, darum verstehen sie mich nicht. Aber ich will nichts von ihnen erbettelt haben, und von Ihnen weiß ich schon, daß Sie nicht über mich spötlein. Sie sind kein Soldner, wie die andern.“

Dann trieb er den Kahn an die „Wiesengrund-Lände“, reichte mir die Hand, wies mir den Weg gegen den „Sternen“ und schickte mich an dem Haus vorbei auf die Straße.

Als ich schon eine Strecke Weges hinter mir hatte, kam er mir nach. „Ich würde Ihnen zu einem Aufenthalte eher den Staabacher „Seehof“ empfehlen. Sie finden dort vieles besser, und — es ist wegen uns Zivoren. Verstehen Sie?“

Ich konnte keine Zweifel und ver sprach, ihm den Wunsch zu tun.

Am andern Morgen, als die Blut glüherte, gluckten die Wellen. Dierker trieb das Boot an die Lände und brachte mich nach Staabach.

Ich hörte ihn noch etliche Abende geigen. Einmal kam er auch schon am Vormittag zu mir herüber, und schlug mit einem Spoziergang vor, erwies sich als lieber Führer und war leutselig und aufgedäumt. Beim Abschiednehmen hielt er meine Hand fest in der Seinen. „Ich danke Ihnen“, sagte er dabei, „daß Sie mich verstehen, und nicht über mein Spiel spöplein, wie die andern, und daß, daß alles unter uns geblieben ist. Ich muß halt müffeln, ob ich will oder nicht. Manchmal dünkt es mich einfüßig, aber wenn der See ruft, kann ich nicht widerstehen. Sie muß Müßel haben, und Geigen spielen hat sie zu Lebzeiten immer gerne gehört. Leben Sie wohl.“

Ich sah ihm nach, wie er trotz seinen Jahren rüftig ausgriff, rasch vorwärts kam, mitten im See anhielt und lange, lange über Bord in die kühlen, wandernden Wellen hinab sah.

Schmerzkrüster.

Sigismund Hosmann, Konfistorial- und Stadtprediger in Celle, hat im Jahre 1698 ein aufsehenerregendes Buch geschrieben, das in kurzer Zeit sechs Auflagen erlebte. Er eifert in seinem Buch leidenschaftlich gegen die Neuerer, welche die Folter ausgehafft wissen wollten. Zum Beweis dafür, daß die Folter nicht einmal gegen die „harten Knäpfer“ ausreicht, schildert er die Vorgänge bei der Folterung des Räuberhauptmanns Christian Müller, eines Menschen, „der mit aller Schmach, Schimpf und Marter ein Gespött trieb.“

Müller machte zum Hohn aus der Tortur ein Studium. Da an den meisten Orten die Folter nach dem Stundenblas abgemessen wurde und er noch immer dies Maß überstanden hatte, glaubte er auch in Celle trotz zu können. „Im Anfang“, sagte er zum Gesangsdiener, „hat es etwas weh, nachher achte man's nicht mehr.“ Man kannte ihn in Celle als Eisenfresser und griff ihn deshalb mit Schindeln und Weinschrauben auf unbarmherzig an. Er trotzte aller Marter. Als man ihn los band, rief er lachend aus: „Wenn mir nur die Beine erst wieder heiß wären, dann hätte ich wohl Lust, noch ein Gängelchen auf dem Eisenbrett zu wagen.“ Einmal ließen ihn die Richter während der Folter peitschen, daß das Blut aus den Striemen spritzte. Nach der Exekution zeigte Müller den Leuten von der Wache seinen rotgestreiften Rücken und meinte dazu, man habe es mit ihm, einem Sachsen, so weicht getrieben, daß er die rote lüneburgische Livree angelegt habe. Müller, der nur durch Aussagen seiner Genossen überführt werden konnte, wurde mit ihnen am 23. Mai 1699 gerädert.

Der alte Chronist Lauterbach erzählt: „Als der Richter einen Verbrecher wegen einer großen Unthat, die jener nicht betonen wollte, mit der Feuerfolter aufs heftigste angreifen ließ, widerstand dieser, so daß der Gehter, an dem Erfolg der Tortur verzweifelt, den Feuerbrand auslösen wollte. Wie dies der Inquisitor sah, rief er dem Gehter zu: „Lieber Meister, ich habe hier ebenfalls noch etliche Haare, die brennt mir doch auch ab!“ Der Meister tat ihm den Gefallen. Er hat ihm die Richter an besagten Ort gehalten und getrannt, daß es gestunken. Da habe der Bube gesagt: „Da rechts, lieber Meister, da jetzt mich auch noch!“ Er gefand nichts, und man mußte den Kerl laufen lassen.“

Der französische Mäuerkönig Louis Madrin wurde an acht verschiedenen Stellen „gezwid“, ohne daß er einen Schmerzklaut ausstieß.

In Nördlingen wurde die Ulmetin Marie Hohl von 1593 bis 1594, also während eines ganzen Jahres, in sechsundfünfzig Torturen aufs grausamste gefoltert, ohne zu betennen. Der Nördlinger Rat mußte sie auf Betreiben der Ulmer freilassen. Die Lehrersfrau Katharina Lips legte 1672 trotz fürchterlicher Folterung im Segenturm zu Marburg kein Bekenntnis ab und mußte freigelassen werden. Später wurde sie unter niedrigem Vorwand wieder eingezogen, viermal gewippt und sechzehnmal geschraubt, so daß die Knochen knadten, aber sie blieb standhaft und wurde außer Verfolgung gesetzt.